



PATRICIA
WENTWORTH



Miss Silver

und die falsche
Zeugin



Kapitel 4

Hilary erwachte aus ihrem Halbschlaf, als die Uhr im Wohnzimmer zwölf schlug. Sie hatte nicht einschlafen wollen, bevor sie nicht sicher war, dass Marion ebenfalls schlief, und nun war sie wütend auf sich selbst, weil sie doch eingedöst war. Sie warf sich vor, in einen Traum geflüchtet zu sein und Marion wach und unglücklich im Stich gelassen zu haben. Aber vielleicht schlief die Kusine ja auch tief und fest.

Hilary schlüpfte aus dem Bett und tappte barfuß ins Badezimmer. Marions Zimmer lag gleich neben dem Bad. Wenn sie sich mit der linken Hand an der Handtuchstange festhielt und sich weit aus dem Fenster beugte, konnte sie sich mit der rechten Hand auf Marions Fensterbank stützen. Und wenn sie dann den Kopf drehte, bis sie glaubte, sich gleich den Hals zu verrenken, konnte sie mit einem Ohr in Marions Zimmer hineinhorchen und feststellen, ob Marion schlief oder nicht. Hilary hatte dies schon unzählige Male getan und war nie erwischt worden, weil die Vorhänge sie verbargen. Hundertmal hatte sie gelauscht und Marion seufzen und weinen gehört. Sie hatte nie gewagt, zu ihr zu gehen, war jedoch aus Solidarität ebenfalls wach geblieben und hatte liebevoll und mitleidig an Marions und Geoffrs schweres Schicksal gedacht.

Heute Nacht jedoch schlief Marion tief und fest. Ihre leisen, gleichmäßigen Atemzüge waren der einzige Laut im Zimmer.

Hilary zog sich mit einer akrobatischen, durch lange Übung perfekt ausgeführten Drehung aus ihrer Lauschhaltung zurück. Ein leiser Schauer der Erleichterung überlief sie, als sie wieder ins Bett stieg und die Decke um sich wickelte. Jetzt konnte sie guten Gewissens schlafen.

Seit sie ein kleines Mädchen war, hatte sie eine ganz genaue Vorstellung vom Einschlafen gehabt. Es gab ein Schlafland und ein Wachland. Das Schlafland war von einer hohen Mauer umgeben. Man konnte nicht hineingelangen, wenn man keine Tür fand, und man konnte auch nicht im Voraus wissen, welche Tür man finden würde – das machte jedes Einschlafen zu einem Abenteuer. Es konnte natürlich vorkommen, dass man eine langweilige Tür öffnete und der Raum dahinter leer war. Und manchmal fand man wie Marion überhaupt keine Tür und strich Einlass suchend immer erschöpfter an der hohen Mauer entlang. Hilary hatte damit so gut wie keine Erfahrung: Türen sprangen für sie auf, ehe sie auch nur auf die Klinke gedrückt hatte.

Doch heute Nacht konnte sie nicht einschlafen. Nach dem langen Lauschen am Badezimmerfenster war ihr kalt; sie zog die Decke bis zur Nasenspitze hoch. Dann wurde ihr plötzlich furchtbar heiß, und sie schob die Decke fort. Ihr Kissen war zu dick – dann zu dünn – zu weich – zu hart. Und als sie schon fast glaubte, endlich einschlafen zu können, fing ihre Nase an zu jucken.

Währenddessen ging ihr etwas im Kopf herum wie eine Schallplatte – nur war es wie eine Platte, die im Nebenzimmer abgespielt wird: Sie treibt einen fast zum Wahnsinn, weil man trotz aller Bemühungen nicht herausfinden kann, welche Melodie es ist. Weiter und weiter drehte sich die Schallplatte in Hilarys Kopf. Doch sie vermochte keinen Sinn zu erkennen. Es waren all die kleinen Details, die sie über den Mord an Everton und über Geoffrey Greys Prozess wusste, doch sie waren ohne jeden Zusammenhang und ergaben keinen Sinn. Man kann aus Unsinnigkeiten keinen Sinn basteln. Und Hilary war es gleich, was die anderen sagten – es war Unsinn, zu glauben, dass Geoff seinen Onkel erschossen hatte.

Hilary strich zum hundertsten Mal ihr Kopfkissen glatt und beschloss, sich nicht mehr im Bett zu wälzen, bis sie bis hundert gezählt hätte. Lange vor Erreichen der Hundert jedoch fing ihre Nase wieder an zu jucken, ein Haar kitzelte sie im Ohr, und der Arm, den sie unter den Kopf geschoben hatte, kribbelte. Sie strampelte die Bettdecke fort und setzte sich auf. Es hatte keinen Zweck. Sie sollte lieber aufstehen und etwas tun.

Und plötzlich kam ihr in den Sinn, dass sie ins Wohnzimmer gehen, die Prozessakte suchen und sie durchlesen könnte. Sie wusste genau, wo die Akte war – ganz unten in der Eichentruhe –, und jetzt, da Marion schlief und die endlosen Stunden der Nacht vor ihr lagen, konnte sie die Akte in Ruhe von Anfang bis Ende durchlesen. Sie wollte noch einmal die Aufzeichnungen von der Voruntersuchung lesen, denn die hatte sie verpasst, weil sie zu der Zeit mit Henrys Kusinen in Tirol gewesen war; dort hatte sie Henry kennen gelernt und wäre schon damals fast seine Verlobte geworden.

Sie streifte den Morgenmantel über und zog ihre Pantoffeln an, schlich dann auf Zehenspitzen durch den Flur und machte die Wohnzimmertür leise hinter sich zu. Im Zimmer schaltete sie beide Lampen an und kramte die Akte heraus. Dann setzte sie sich in den großen Lehnstuhl und begann den Fall Everton sorgfältig zu studieren.

James Everton war am Abend des 16. Juli, einem Dienstag, zwischen acht Uhr und zwanzig nach acht erschossen worden. Um acht Uhr hatte er nachweislich noch gelebt, denn zu diesem Zeitpunkt hatte er Geoffrey Grey angerufen. Zwanzig Minuten später jedoch war er tot gewesen, denn da hatte Geoffrey die Tür zum Arbeitszimmer aufgeschlossen, und die Mercers waren ins Zimmer gestürzt. Mrs. Mercer gab an, sie habe kurz vorher den Schuss gehört. Unter Eid sagte sie aus: »Ich war oben, um Mr. Evertons Bett aufzudecken, und als ich durch die Halle ging, hörte ich Stimmen im Arbeitszimmer. Es klang, als ob sie streiten würden. Ich wusste nicht, dass jemand bei Mr. Everton war, und deshalb bekam ich es mit der Angst zu tun und ging zur Tür, um zu lauschen. Da erkannte ich Mr. Geoffrey Greys Stimme und wollte gerade beruhigt wieder gehen, denn ich dachte, wenn es Mr. Geoffrey ist, dann ist ja alles in Ordnung. Und dann hörte ich einen Knall, wie ein Schuss. Ich schrie auf, und Mr. Mercer kam aus der Geschirrkammer gerannt, wo er das Silber geputzt hatte. Er rüttelte an der Tür, aber die war abgeschlossen. Und dann machte Mr. Geoffrey uns auf und hatte eine Pistole in der Hand, und Mr. Everton lag über seinem Schreibtisch.«

Als der Untersuchungsrichter sie fragte, ob sie gehört hätte, was Mr. Grey gesagt habe, als sie seine Stimme erkannt hatte, wurde Mrs. Mercer furchtbar nervös und erklärte, das wolle sie lieber nicht sagen. Sie müsse die Frage aber beantworten, wurde ihr mitgeteilt.

Daraufhin brach sie in Tränen aus und gab an, es sei irgendetwas über ein Testament gewesen.

Der Richter: »Erzählen Sie uns ganz genau, was Sie gehört haben.«

Mrs. Mercer, weinend: »Ich kann nicht mehr sagen, als was ich gehört habe.«

Der Richter: »Das verlangt auch niemand. Ich möchte nur, dass Sie uns mitteilen, was Sie gehört haben.«

Mrs. Mercer: »Nichts, was ich genau wiedergeben könnte – nur ihre Stimmen und etwas über ein Testament.«

Der Richter: »Etwas über ein Testament – aber genauer wissen Sie es nicht?«

Mrs. Mercer, hysterisch schluchzend: »Nein, Sir.«

Der Richter: »Geben Sie der Zeugin ein Glas Wasser. Nun, Mrs. Mercer, Sie sagten, Sie hörten Stimmen im Arbeitszimmer, und Sie glaubten, dort sei ein Streit im Gange. Sie haben bereits ausgesagt, dass Sie Mr. Geoffrey Grey an der Stimme erkannten. Sind Sie sicher, dass es *wirklich* Mr. Greys Stimme war?«

Mrs. Mercer: »O Sir – o Sir, ich möchte nicht gegen Mr. Geoffrey aussagen!«

Der Richter: »Sie sind sicher, dass es seine Stimme war?«

Mrs. Mercer, unter neuerlichem Schluchzen: »O ja, Sir. Sir, ich weiß nicht, warum ich nicht gleich ohnmächtig geworden bin – der Schuss da im Zimmer, der war so laut. Und ich hab geschrien, und Mercer kam aus der Geschirrkammer gerannt.«

Eine furchtbar belastende Aussage von Mrs. Mercer, dazu noch unterstützt von Alfred Mercer, der angab, er habe den Schuss auch gehört. Danach habe seine Frau geschrien. Er habe die Klinke niedergedrückt, doch die Tür sei abgeschlossen gewesen, und als Mr. Grey sie öffnete, habe er eine Pistole in der Hand gehalten, und Mr. Everton sei tot gewesen und habe über seinem Schreibtisch gelegen.

Der Richter: »Ist dies die Pistole?«

Mercer: »Ja, Sir.«

Der Richter: »Haben Sie sie schon einmal gesehen?«

Mercer: »Ja, Sir. Sie gehört Mr. Grey.«

Hilarys Herz pochte vor Empörung, als sie das las. Wie war es nur möglich, dass die Dinge für einen Unschuldigen so schwarz aussehen konnten? Wie musste Geoff zu Mute gewesen sein, als er dasitzen und mit anhören musste, wie diese Beweislast vor ihm aufgetürmt wurde? Zuerst hatte er es bestimmt nicht für möglich gehalten, dass irgendjemand die Aussagen der Mercers glauben könnte, und dann musste er mit ansehen, wie alle daran zu glauben begannen. Er musste erleben, wie die Leute ihn voll Entsetzen musterten, weil sie glaubten, er habe seinen einzigen Onkel bei einem wütenden Streit getötet, bei dem es um Geld gegangen war.

Einen Augenblick lang fühlte Hilary, wie auch sie Entsetzen überkam. Aber es war nicht wahr! Die Mercers hatten gelogen. Aber warum? Was für ein Motiv konnten sie haben? Sie hatten eine gute Stellung, ein gutes Gehalt. Warum sollte Mercer seinen

Arbeitgeber umbringen? Denn darauf lief es hinaus. Wenn sie Geoffrey Grey anschwärzten, dann nur, um sich selbst zu schützen. Doch es gab überhaupt kein Motiv! Sie hatten ihre Aufgaben immer zur Zufriedenheit des Hausherrn verrichtet und sich nie seinen Unwillen zugezogen. James Evertons neues Testament vom Morgen seines Todestages machte das nur zu deutlich: An die Mercers gingen die gleichen Legate wie im alten Testament; zehn Pfund pro Person pro Dienstjahr. Und sie hatten noch nicht einmal zwei Jahre in Evertons Diensten gestanden – die zweiten zehn Pfund waren noch gar nicht fällig. Wirft ein Mann eine gute Anstellung mit viel versprechenden Zukunftsaussichten fort und begeht obendrein einen Mord, nur um für sich und seine Frau zwanzig Pfund herauszuschlagen?

Hilary lehnte sich zurück und erwog diese Möglichkeit ... Vielleicht. Geld und Bequemlichkeit sind nicht alles im Leben. Dunkle Unterströmungen von Eifersucht, Hass und Rache stehen dem entgegen, und bei einem Zusammenprall dieser unterschiedlichen Beweggründe mögen Sicherheit und Eigennutz unterliegen. Aber dafür musste es ein solches Motiv geben. Man hatte gewiss danach gesucht, man musste gesucht haben – doch man hatte nichts Derartiges gefunden. Hilary schob den Gedanken an die Mercers beiseite.

Sie las Geoffreys Aussage, die ihr fast das Herz brach. Sein Onkel hatte ihn um acht Uhr angerufen. Die anderen Zeugen sprachen stets von »dem Verstorbenen« oder von »Mr. Everton«, nur Geoffrey sagte »mein Onkel«: »Mein Onkel rief mich um acht an. Er sagte ›Bist du's, Geoffrey? Ich möchte, dass du sofort zu mir kommst – sofort, mein Junge.« Er klang sehr erregt.«

Der Richter: »Wütend?«

Geoffrey Grey: »Nein, jedenfalls nicht auf mich – ich weiß nicht. Er klang sehr aufgebracht, aber es hatte mit Sicherheit nichts mit mir zu tun, sonst hätte er nicht ›mein Junge‹ zu mir gesagt. Ich fragte: ›Ist etwas nicht in Ordnung?‹, und er antwortete: ›Ich kann am Telefon nicht darüber reden. Ich möchte, dass du herkommst, so schnell du kannst.« Und dann legte er auf.«

Der Richter: »Sie sind zu ihm gefahren?«

Geoffrey Grey: »Ja, sofort. Man braucht ungefähr eine Viertelstunde von Haustür zu Haustür. An meiner Straßenecke fährt ein Bus ab, der mich eine knappe Viertelstunde bis vor sein Tor bringt.«

Der Richter: »Die Eheleute Mercer haben ausgesagt, Sie hätten nicht geläutet. Sie sagten, die Vordertür sei abgeschlossen gewesen. Auf diesem Weg sind Sie also nicht hineingekommen?«

Geoffrey Grey: »Es war ein milder, schöner Abend, und ich wusste, dass das Fenster im Arbeitszimmer offen stehen würde – eigentlich ist es eine gläserne Verandatür, die auf den Garten hinausgeht. Ich habe immer diesen Weg genommen, wenn mein Onkel daheim war und ich ihn besuchen wollte.«

Der Richter: »Sie besuchten ihn oft?«

Geoffrey Grey: »Ja, sehr oft.«

Der Richter: »Sie haben bis zu Ihrer Heirat bei ihm in Solway Lodge gewohnt?«

Geoffrey Grey: »Ja.«

Der Richter: »Ich muss Sie jetzt fragen, Mr. Grey, ob die Beziehung zu Ihrem Onkel herzlicher Natur war.«

An diesem Punkt machte der Zeuge einen gequälten und verstörten Eindruck. Mit leiser Stimme antwortete er:

»Sehr herzlich – liebevoll.«

Der Richter: »Und einen Streit hat es nicht gegeben?«

Geoffrey Grey: »Nein – nie.«

Der Richter: »Wie erklären Sie sich dann, dass er das Testament vernichtet hat, in dem Sie als Haupterbe aufgeführt waren, und ein neues aufsetzen ließ, in dem nicht einmal mehr Ihr Name genannt wird?«

Geoffrey Grey: »Das kann ich mir nicht erklären.«

Der Richter: »Wussten Sie, dass er am Morgen des 16. Juli ein neues Testament verfasst hat?«

Geoffrey Grey: »Ich weiß es jetzt – damals wusste ich es nicht.«

Der Richter: »Sie wussten es also nicht, als Sie an dem Abend zu ihm gingen?«

Geoffrey Grey: »Nein.«

Der Richter: »Oder dass das alte Testament vernichtet worden war? Sie stehen unter Eid, Mr. Grey. Behaupten Sie immer noch, nichts von irgendwelchen Änderungen in seinem Testament gewusst zu haben?«

Geoffrey Grey: »Ich hatte keine Ahnung.«

Der Richter: »Er hat es Ihnen nicht am Telefon gesagt?«

Geoffrey Grey: »Nein.«

Der Richter: »Oder als Sie in Putney angekommen sind?«

Geoffrey Grey: »Als ich dort ankam, war er tot.«

Der Richter: »Sie sagten, Sie seien um zwanzig nach acht in Solway Lodge angekommen?«

Geoffrey Grey: »Es muss ungefähr um diese Zeit gewesen sein. Ich habe nicht auf die Uhr geschaut.«

Der Richter: »Das Haus steht allein auf einem ungefähr zwei Morgen großen Grundstück und ist über eine kurze Zufahrt zu erreichen?«

Geoffrey Grey: »Ja.«

Der Richter: »Würden Sie uns bitte schildern, wie Sie zum Haus gelangten?«

Geoffrey Grey: »Ich bin die Einfahrt entlanggegangen, die zum Vordereingang führt, habe mich dann aber nach rechts gewandt und bin um das Haus herumgegangen. Das Arbeitszimmer liegt auf der Rückseite und hat eine gläserne Verandatür zum Garten. Die Tür stand weit offen, wie ich gedacht hatte.«

Einer der Geschworenen: »Waren die Vorhänge zugezogen?«

Geoffrey Grey: »Aber nein. Es war ja noch hell – ein warmer, sonniger Tag –«

Der Richter: »Fahren Sie fort, Mr. Grey. Sie betraten also das Arbeitszimmer –«

Geoffrey Grey: »Ja, ich bin hineingegangen. Ich dachte, mein Onkel würde mich begrüßen. Zuerst habe ich ihn gar nicht gesehen, denn im Zimmer war es dunkler als draußen. Und dann stolperte ich über etwas und sah die Pistole am Boden liegen, neben